

SUSAN
OTTIGER



DER
FLUCH
DES FEUER
GREIFS



Mit einem Nachwort von Dr. med. Maja Strasser
und den Stimmen von ME/CFS-Betroffenen.

Gönner dieses Buches ist der Verein ME/CFS Schweiz.

Pro verkauftes Buch wird 1 CHF
an den Verein ME/CFS Schweiz gespendet.

I

Meine Armbanduhr piepst. Meine Körpertemperatur ist zu tief.

»Diese verdammte Uhr wird mich verraten«, murmele ich.

Wir sitzen seit einer Stunde reglos an der frischen Herbstluft. Nur ein einziges Mal habe ich mich umgesetzt, um den tastenden Schatten zu entfliehen, die meine geliebte Sonne verdecken wollen. Mir ist auch ohne Uhr klar, dass ich mir den Hintern abfriere.

»Willst du zurück?«, brummt mein Betreuer Leeson neben mir.

»Nein.«

Um die ersten zarten Sonnenstrahlen seit Wochen auf meiner Haut zu spüren, gehe ich das Risiko, die Regierung auf den Hals gehetzt zu bekommen, zehnmal ein. Auch wenn der Anblick des Himmels eher eine Vorstellung als eine Tatsache ist.

Eine regenbogenfarbene Blase umschließt die Hauptstadt Aarann und versperrt den Sonnenstrahlen den Weg auf unsere Gesichter. Selbst hier oben, am Aussichtspunkt über der wie ein Friedhof wirkenden Stadt, hängt die Sonne nur wie eine blasse Scheibe am Himmel. Das bleiche Licht lässt die Fabrikgebäude wie stumme Wächter erscheinen. Sie verteilen sich über die Stadt und ziehen einen Kreis um das Regierungsgebäude. Eine der im Laufe der Zeit milchig gewordenen Glasfronten leuchtet im gedämpften Schein der Sonne kupferfarben auf.

»Wer hätte gedacht, dass dieser hässliche Klotz leuchten kann«, sagt Leeson, der wohl meinem Blick zum Regierungsgebäude gefolgt ist. »Ob unsere Präsidentin der Sonne befohlen hat, sie ins beste Licht zu rücken?«

Seit achtzehn Jahren wird unser Land von Larice Storm geführt. Und das wird noch so sein, bis Storm stirbt oder die Welt untergeht. Denn anders als früher, vor dem Krieg, gibt es keine Wahlen mehr. Den Regierungsrat stellt Storm höchstpersönlich zusammen, wie auch die Patrouillen, die durch die Straßen ziehen und Leute zurück auf die Spur bringen.

»Bestimmt hat sie der Sonne damit gedroht, sie in den Krieg zu schicken, wenn sie nicht artig ein paar Strahlen sendet«, erwidere ich.

Leeson lacht schnaubend.

Am Himmel hinter der Blase taucht ein Schatten auf. Pfeilschnell schießt er vorbei – ein Anki, ein magiebegabtes Tier! Ich stütze mich auf die Armlehnen meines Rollstuhls. Doch ehe ich mehr als seine Form erkennen kann, ist das Tier bereits wieder außer Sichtweite. Schatten sind das Einzige, was ich jemals von den Ankiis gesehen habe.

Denn die Blase um die Stadt hält draußen, was draußen bleiben soll. Sie schützt uns.

Manche sagen, sie hält uns gefangen.

Mein Blick schweift hoch in die ausladende Krone des Verbliebenen Baums, der seine Äste gegen die Blase erhebt. Leeson und ich sitzen mit dem Rücken zum Stamm. Es ist der einzige Ort in der Stadt, der ein bisschen nach Erde und Freiheit riecht.

Ich gebe mich wieder meinem Tagtraum hin. Dem Feindesland. Dass ich davon träume, ist ein Geheimnis. Selbst Leeson weiß nichts davon. Meine Sehnsucht nach den waldbedeckten Weiten hüte ich wie eine Elster ihre stibitzten Schätze.

Meine Schwester hat mir vor ein paar Jahren ein Bild der Wälder von Makirann zum Geburtstag geschenkt. Obwohl ich jedes noch so kleine Detail kenne, betrachte ich es jeden Tag. Danach fühle ich mich stets, als hätten meine Fußsohlen den

Nadelteppich berührt und meine Finger über die dicken Rinden der Stämme gestreichelt.

Natürlich sehne ich mich nicht wirklich nach Makirann, dem Feindesland. Doch es ist der einzige Ort auf unserem Kontinent, an dem noch Wälder existieren. Ja, sie sagen, hinter dem Meer, das bedrohlich gegen die Klippen im Osten schlägt, gäbe es andere Länder. Vielleicht sogar andere Kontinente. Für uns sind sie unerreichbar.

Unser Land, Peesra, wurde von unseren Feinden verflucht. Die Natur dort draußen, hinter der vor dem Fluch schützenden Blase, ist schroffes schwarzes Land. Es wächst kein Baum mehr, keine Blume, nichts.

Meine Unterarme verkrampten sich, weil ich meine Hände zu Fäusten balle. Verdammt, der Gedanke daran bringt mich jedes Mal fast zum Heulen.

Meine Armbanduhr macht wieder auf sich aufmerksam.

Ich schiele auf das unsägliche Teil an meinem Handgelenk. Wenn meine Körpertemperatur noch um null Komma drei Grad sinkt, erhalte ich ein weiteres Memo der Regierung. Den Inhalt kenne ich auswendig.

*Sehr geehrte Frau Kindra Baarsgom,
wir weisen Sie freundlich darauf hin, dass dies bereits die dritte Abmahnung in diesem Monat ist. Die Gesundheit unserer Bewohner ist unser wichtigstes Gut. Nur gesunde Bürger können ihren Beitrag für die Gesellschaft leisten. Eine Gesellschaft, für deren Sicherheit die Regierung tagtäglich und mit größtem Bemühen sorgt. Wir erinnern Sie daran, dass diesen Monat bereits zwölf Soldaten gefallen sind. Schützen Sie sich.
Ihre Präsidentin
Larice Storm*

Übelkeit flutet meinen Magen. Zwölf Soldaten haben sie in der letzten Abmahnung genannt. Mittlerweile müssen es mehr sein. Mein Verstand versucht, sich diese Zahl vorzustellen. Ich gebe ihnen Namen. Tara, Strell, Risam, Tomar ... Meine Armbanduhr piepst wieder.

»Deine Körpertemperatur ist zu tief«, brummt Leeson in seinen zerzausten Bart. Ich schließe die Augen. »Scheiße«, fügt er an.

»Scheiße«, krächze ich und denke an die Soldaten. Soldaten, die dafür sterben, dass Leute wie ich wohlbehütet in der Sonne sitzen können. Bestimmt habe ich einige von ihnen gekannt. Wie meine Schwester Sheila, die auf den Tag genau vor drei Jahren eingezogen wurde.

»Hör auf!«, befiehlt Leeson, als mein Frösteln sich zu einem Zittern steigert.

Haha. Ich freue mich auf den Tag, an dem ich den Reset-Knopf für meinen Körper finde.

»Atme, Kin«, schiebt Leeson hinterher. »Konzentriere dich, fünf Sekunden ein, fünf Sekunden aus.«

Fünf Sekunden einatmen? Ich bin froh, wenn ich eine Sekunde schaffe. Meine Armbanduhr verrät mich und schickt eine Info raus. Körpertemperatur zu niedrig. Wer auch immer sich diese Info reinzieht, wird sich fragen, wieso meine Körpertemperatur während der Ansprache unserer Präsidentin Larice Storm so stark fällt. Ich bete, dass die Person nicht meinen Standort überprüft. Könnte ja auch sein, dass ich in der Unterstadt sitze. Dort gibt es eine Menge Leute, die sich in einer Baracke mit schlechter Heizung den Arsch abfrieren.

»Wir müssen zurück«, sage ich. Meine Zähne klappern. Müdigkeit schleicht sich in meine Glieder. Ich weiß jetzt schon, dass dieser Ausflug mich mehrere Tage kosten wird. Verdammt. Obwohl Leeson es mir andauernd sagt, habe ich unterschätzt, wie anstrengend die Kälte für meinen Körper ist. Wenn er mich

morgen nicht aus dem Bett kriegt, wird er mir einen stundenlangen Vortrag darüber halten, wie rücksichtslos ich mit meinen Ressourcen umgehe.

Leeson zieht seine Jacke aus und legt sie über mich wie eine Decke. Seine Finger sind eiskalt, als sie kurz meinen Handrücken streifen.

»Zieh sie dir wieder an«, sage ich.

Er drückt den Startknopf an meinem Elektrorollstuhl und lässt ihn losrollen. Ich wäre zu Fuß zum Aussichtspunkt gegangen, wenn mich Leeson nicht in das Gefährt gezwungen hätte. »Du musst deine Kräfte schonen«, hat er gebrummt.

»Zieh sie dir wieder an«, wiederhole ich. Die Worte schaffen es gerade so an meinen aufeinanderschlagenden Zähnen vorbei. Ich stoppe den Rollstuhl und stoße Leesons Hand am Controller zur Seite.

Er hat den Anstand, mir in die Augen zu sehen. Seine sind umgeben von schwarzen Ringen.

»Du kannst nicht noch eine Abmahnung einfangen«, sage ich. Unterstädter wie er müssen ins Gefängnis, wenn sie zu viele Abmahnungen erhalten. Oberstädter wie ich kriegen stattdessen Besuche von gesetzesverliebten Patrouillen. Das ist zwar hässlich, aber kann gehandhabt werden. Wenn er ins Gefängnis muss, fehlt Leeson seiner Familie im ohnehin schon schweren Alltag.

Leeson steckt seine Finger demonstrativ in die Hosentaschen seiner Jeans. »Ich friere nicht. Nächstes Mal stecken wir deine Armbanduhr hier rein, damit sie warm bleibt.« Er dreht sich so, dass er mit dem Kinn in Richtung seiner Gesäßtasche deuten kann.

Ich muss lachen, und Leeson schmunzelt. Ehrlich gesagt bin ich froh, dass er mir seine Jacke überlässt. Mir wird ein bisschen wärmer.

»Freust du dich auf den Besuch der Regierungsleute?«, fragt Leeson mit einem Zwinkern.

»Ob ich mich darauf freue, mich anbrüllen zu lassen, wieso ich noch nicht gesund bin? Wird mega«, antworte ich ironisch. »Leider ist mir ... mir der In-den-Arsch-kriech-Tee aus... ausgegangen.« Okay, das Zähneklappern wird nicht besser.

»Na, spätestens, wenn du dich mit dem stärksten Ankii verbündest, werden sie *dir* diesen Tee anbieten«, bemerkt Leeson grinsend. Wir spielen dieses Spiel andauernd. Auch wenn wir beide wissen, dass ich viel zu schwach bin, um mich jemals mit einem magiebegabten Tier zu verbünden.

Wir folgen der Straße, die uns hinunter in die Welt aus Beton und Stahl bringt.

»Wenn sie wissen, dass du dir die Ansprache unserer Präsidentin nicht angeschaut hast, werden sie dann auch darauf kommen, dass ich sie ebenfalls nicht gesehen habe?« Der Mann, bullig wie ein Bär, mit den schwarzen Augenringen, schaut mich an wie ein hilfloser Junge. Leeson ist seit eineinhalb Jahren mein Betreuer. Er wird von der Regierung dafür bezahlt. Der Job ist besser als draußen bei den Leitungen, wo er zuvor gearbeitet hat.

»Nicht, wenn deine Armbanduhr dichthält«, antworte ich. Solange seine Temperatur nicht weiter fällt und die Uhr keine anderen außergewöhnlichen Ereignisse verzeichnet. Doch sein Körper kann die kühle Herbstluft besser managen. Sein Körper erwärmt sich durch die Bewegung, während er neben meinem Rollstuhl hergeht. Sein Körper hat auch nicht die Unendliche Erschöpfung.

»Ich werde sagen, dass ich alleine oben war.« Mein Unterkiefer schlackert nun im Gleichtakt mit dem Zittern meiner Hände.

Er schießt mir einen Blick zu. »Das glauben die nie.«

»Die wissen nicht, wie schlimm es wirklich ist.«

Leeson nickt. Seine Schultern entspannen sich. »Beschissene Ansprache von der Storm. Jedes Jahr dasselbe«, wechselt er das

Thema. »Bürger von Aarann, heute beginnt das jährliche Einrücken. Folgt dem Ruf. Denkt an eure Pflicht, Blabla-Scheiße. Es geht um die Verteidigung; wenn eure Armbanduhr euch ruft, schließt euch den glorreichen Helden an, Scheiße und so weiter.« Leeson fährt sich mit einer Hand durch den Bart. Ich frage mich, ob er vor seiner kleinen Tochter auch so viel flucht. »Als würde es etwas ändern. Seit Jahrzehnten kämpfen wir, und seit Jahrzehnten wird die Situation für uns immer beschissener. Als ich vor Jahren bei der Energiezufuhr war, hatten wir noch richtige Energie in der Leitung. Doch das Verfluchte Land gibt nichts mehr her. Scheißkrieg! Wäre der nicht ausgebrochen, hätte das Volk der Feuergreife unser Land nicht verflucht.«

Im Geschichtsunterricht erzählen sie es andersherum. Der Krieg ist ausgebrochen, weil die Makir, das Volk der Feuergreife, unser Land verflucht haben. Doch Leeson schert sich nie um Details, und ebenso wenig scheint es ihn zu interessieren, dass dieser Krieg ein Kampf um unser Überleben ist. Wieso sollte ihn das auch kümmern? Aus seiner Familie ist niemand eingezogen worden. Ich knurre gegen den bitteren Gedanken an. Leeson kämpft in der Unterstadt jeden Tag für etwas weniger Armut.

»Jetzt ziehen sie Jahr für Jahr Leute ein, die nicht mehr zurückkommen«, fährt Leeson fort. »Die Stadt ist schon zur Hälfte verwaist. Will die Storm etwa weitermachen, bis wir alle tot sind? Beschissen ist das!«

Ich hätte ihm gerne entgegengehalten, dass viele der Soldaten nicht zurückkehren, weil ihre Ankiis in Aarann nicht leben können. Meistens übernehmen sie nach dem Dienst eine Arbeit draußen im Verfluchten Land. Anstatt Leeson etwas zu entgegenen, schaffe ich nur eine unbestimmte Kopfbewegung. Immerhin kann ich das noch. Morgen werde ich gar nichts mehr können. Morgen wird mein Körper lahmgelegt sein wie seit Monaten nicht mehr. Fieber, Schüttel-

frost, gedankenlähmende Erschöpfung. Das ganze Programm, so viel ist sicher. Ich kenne die Krankheit gut genug, um zu wissen, dass sie mich nicht verschonen wird. Aber es hat sich für jeden feinen Sonnenstrahl, der meine Wangen gekitzelt hat, gelohnt.

Wir versinken in der Stadt. Hier unten sehen wir nichts anderes als Häuser, die sich einen Wettkampf darum liefern, hässlicher als das andere zu sein.

Die Straßen sind leer. Klar, denn die Ansprache unserer Präsidentin Larice Storm ist Pflicht. Jeder Einwohner von Aarann sitzt in diesem Moment vor einem Bildschirm. In der Unterstadt müssen sich Leasons Frau und seine Tochter jetzt wohl mit zwanzig anderen zusammengepfercht die Übertragung anschauen. Ich sehe Leasons Frau vor mir. Sie kneift sich ständig in die empfindliche Stelle zwischen Daumen und Zeigefinger, um sich zu beruhigen. Ich habe ihre Angst um Leeson schon zu oft mitbekommen. Ich könnte kotzen, weil ich Leeson dazu gebracht habe, mich heute zu begleiten.

»Wie geht es Soranila?«, frage ich, um das Schuldgefühl in meiner Brust zu unterdrücken. Das Ding ist mindestens so eisig wie die Herbstkälte.

»Soranila ...«, murmelt Leeson. Verdammte, ich kann sehen, wie seine Augenringe noch dunkler werden. Soranila ist seine kleine Tochter. Wegen ihr hat er den dreckigen Job bei den Energiezufuhr-Leitungen der Stadt aufgegeben, um sich um ein ordentliches Gehalt zu kümmern. Jetzt besucht er im Rahmen seiner Arbeit tagtäglich Leute wie mich. Seine Frau ist zufrieden, weil er dadurch nicht mehr so schnell in Versuchung gerät, seine Lifecoins für all die Bedürftigen in der Unterstadt auszugeben. Ich glaube, insgeheim weiß sie selbst, dass sie sich da etwas vormacht. Es reicht ein trauriger Blick, und Leeson gibt seine letzten Schuhe her.

Das hilft nicht gerade dabei, die Medikamente zu bezahlen, die Soranila mit ihrem geschwächten Immunsystem täglich braucht.

Wir erreichen die Wohnsiedlung. Vor dem Hintereingang zu meinem Block bleiben wir stehen. Der Gestank von Abfällen und etwas Abartigem hängt scharf in der Luft. Normalerweise lasse ich den Rollstuhl unten stehen. Heute werde ich in die Wohnung fahren müssen, weil ich keine Kraft mehr zum Gehen habe. Ich kann mir den Gestank in meiner Wohnung bereits vorstellen, wenn die Räder meines Elektrorollstuhls sich erst durch den Müll hier unten gefressen haben. Ein Gestank, der zu meiner ganz eigenen Hölle passen würde. Meine vier Wände. In denen ich fast jeden Tag festsitze. Käme Leeson nicht ein paar Stunden vorbei, wäre ich längst verrottet.

Lieber würde ich in der Unterstadt leben, zusammengedrängt mit Dutzenden anderen Leuten. Als ich das Leeson einmal vorgeschlagen habe, hat er mich nur entsetzt angesehen. Er kann sich nicht vorstellen, was für ein Gefängnis die Einsamkeit ist.

Leeson schaut mich an wie ein trauriger Hund.

»Ich habe noch einige Lifecoins«, sage ich.

Er schüttelt den Kopf, die Lippen aufeinandergepresst. Ich steuere den Rollstuhl so, dass Leeson zwischen mir und dem Hauseingang eingekesselt ist.

»Leeson«, sage ich warnend und zähneklappernd. Er ist mein einziger Freund. Der einzige Mensch, den ich in dieser Stadt noch habe. Die übrig gebliebenen Nachbarn verschanzen sich, wenn sie mich sehen. Sie glauben, die Unendliche Erschöpfung sei ansteckend. Oder meine Verbitterung. Ich weiß es nicht. Oder sie sind einfach zu sehr mit ihren eigenen Problemen beschäftigt.

Leeson blickt auf den Müll am Boden zwischen uns. Seine Augen werden feucht. »Ich kann die Coins nicht annehmen.«

»Und ob du kannst«, entgegne ich. Meine Hand zittert wie ein wild gewordener Ankii, doch ich zwingen meinen Zeige-

finger dazu, auf meine Armbanduhr zu tippen. Ich werde keinen Zentimeter weichen, solange er meine Lifecoins nicht annimmt. Die Regierung schickt mir eine monatliche Rente. Es ist nicht viel, doch ich kann sparen. Mit einer Schwester, die ich schon mehrmals aus dem Gefängnis freikaufen musste, habe ich das gelernt. Eine Schwester, die vor drei Jahren in den Krieg eingezogen wurde und von der ich seitdem nichts mehr gehört habe.

Ich schaffe es nicht, die Armbanduhr sinnvoll zu bedienen, um mein Konto mit den Lifecoins aufzurufen. Wenn mir Leeson nicht hilft, kann er mich auch gleich zum Müll auf den Boden legen. Ich überlege gerade, ihm das zu sagen, als er sich nach vorne beugt, um mir bei der Zahlung zu helfen. Seine Finger zittern auch. Tränen tropfen auf unsere Hände. Meine Armbanduhr bestätigt die Überweisung. Ich überschlage im Kopf, wie viele Coins ich zuletzt gespendet habe. Das Rechnen gelingt mir nicht. Die Zahlen plantschen in meinem Hirn umher und lassen sich nicht einfangen. Verdammte Unendliche Erschöpfung!

Plötzlicher schriller Lärm lässt mich vor Schreck beinahe aus dem Stuhl kippen. Mit rasendem Puls blicke ich mich um, doch ich kann die Quelle nicht ausmachen. Bis ich Leasons Blick begegne. Das Entsetzen in seinen Augen ist bodenlos. Im nächsten Moment setzt mein Herz aus. Der Lärm kommt von seiner Armbanduhr. Es ist sein Einberufungsbefehl.

Leeson bewegt stumm die Lippen. Ich kann ihm ansehen, wie er sich vorstellt, in Begleitung der Regierungsleute nach Hause zu gehen, seine Sachen zu packen, seine Frau und sein Töchterchen ein letztes Mal in die Arme zu nehmen. Ich sehe die Panik in seinem Blick.

Mein rasendes Herz versucht, mich am Leben zu halten, während ich die letzten Energiereserven zusammenkratze. Meine Sicht wird schummrig, mein Kopf neblig. Doch mein Plan steht, und ich bin verdammt dankbar, dass mein Körper

ihn ausführt. Ich fummle an meiner Armbanduhr und schaffe es, Leasons Handgelenk zu packen. Leeson scheint wie gelähmt, als ich ihm die Uhr vom Unterarm reiße. Der Druck auf meine Augen, auf meine Ohren, auf mein Herz nimmt zu.

»Lauf. Schnell!«, höre ich mich sagen. Das Band seiner lärmenden Armbanduhr schließt sich um mein Handgelenk. Sie werden wissen, dass ich mich freiwillig für ihn melde.

»Kin, ich ...«

»Nein.« Ich schüttle den Kopf. Oder mein Kopf schüttelt mich. Ich weiß es nicht so genau, alles wird langsam dämmrig. Übelkeit wässert meinen Mund, und kalter Schweiß klebt mir im Nacken. »Hau ab!«

Der dunkle Schatten, den ich aufgrund meiner eingeschränkten Sicht von Leeson gerade noch so wahrnehme, schiebt sich über meinen Elektrorollstuhl. »Kindra ... danke.«

Panik schnürt mir die Kehle zu, als Leasons Schritte verstummen. Ich bin alleine. Der Lärm von Leasons Armbanduhr füllt meinen Kopf aus. Keine Ahnung, wie lange ich dasitze. In dem Moment, als die Regierungsleute kommen, drifte ich ab in die Dunkelheit.

2

Etwas sirrt. Einige Zeit überlege ich, was es sein könnte. Dann lasse ich mich treiben, weil es zu anstrengend wird. Bilder, die ich schon tausendmal gesehen habe, tauchen aus den Untiefen meines Seins auf. Mein Lieblingsplatz unter dem Verbliebenen Baum, hoch über der Stadt. Wie sich seine rötliche Rinde unter meinen Fingerspitzen anfühlt, eingerissen und doch so stark. Wann immer ich die Kraft habe, um aus meiner Wohnung zu flüchten, setze ich mich unter den letzten Baum des Landes. Den Stamm in meinem Rücken und die im Wind raschelnde Krone über mir. Das einzige Stückchen Natur, das uns geblieben ist, nachdem die Makir mit ihren Feuergreifen unser Land verflucht haben.

In meiner verhassten Wohnung stapelt sich an der Wand unter dem Bild mit den Weiten Wäldern von Makirann das Einzige, was mich wirklich beruhigen kann: Bücher über die Natur. Es gibt nicht viele davon. Meinen kleinen Bücherturm kenne ich auswendig. Die vergilbten Seiten sind gefüllt mit Zeichnungen von Tieren aus allen Landesteilen, von Blattformen, Baumbeschreibungen und jeglichen Blüten, die in Peesra vor dem Fluch zu finden waren. Nur die Ankiis werden mit kaum einem Wort erwähnt. Die Bücher über die magiebegabten Tiere sind mit meinem Vater alle verloren gegangen, damals.

Die Erinnerung an fröhliches Kinderlachen füllt meinen Kopf aus. Ich sehe Sheila vor mir, meine Halbschwester, wie sie unter dem Verbliebenen Baum das Kartenspiel *Feuergreifs Tod* ausbreitet. Die Karte des Feuergreifs hatte Sheila übermalt, weil ich mich vor den glühenden Augen und dem aufgerissenen

Maul des darauf abgebildeten Ankiis fürchtete. Wir haben das Kartenspiel ständig gespielt, als wir noch klein waren. Als mein Vater noch nicht einberufen worden war.

»Welchen Anki wählst du?«, eröffnete Sheila stets das Spiel. Ihr Blick schweifte über die Karten mit all den magiebegabten Tieren. Mann, wie sehr ich dieses Spiel und die Zeichnungen geliebt habe.

»Diesen Feuerankii!« Ich zeigte mit dem Finger auf ein wunderschönes Tier mit gütigen Augen und ockerfarbenem Fell. Ich war wagemutig an diesem Tag. Zum ersten Mal traute ich mich, den Anki zu wählen, für den sich ansonsten immer Sheila entschied.

»Das geht nicht!«, fuhr sie mich an.

»Wieso nicht?«

»Weil es nicht geht! *Ich* wähle diesen Anki, er ist der Stärkste und Größte von allen. Und ich werde zuerst einberufen, weil ich drei Jahre älter bin, also kann ich zuerst wählen. Du musst einen von den anderen nehmen.«

»Das ist unfair!«

»Die Welt ist unfair. Und jetzt wähle!«

Also linste ich zuerst zu einem kugeligen Erdankii und wählte schließlich einen der niedlichen Ankiis des Elements Luft. »Dann kann ich fliegen.«

»Nur bis ich dich mit meinem Feuerankii vom Himmel hole.«

Tränen kullerten aus meinen Augen, und Sheila sprang auf, um mich zu umarmen. Leise flüsternd bot sie mir ihren Feuerankii an, und sie ließ mich von da an jedes Mal das Spiel gewinnen und den gruseligen Feuergreif der Makir töten. Sheila, meine Beschützerin.

Irgendetwas zupft an dieser bittersüßen Erinnerung. Ich will dableiben, will noch mehr eintauchen in die Vergangenheit mit meiner Schwester, will wieder hoch zum Verbliebenen Baum mit der rötlichen Rinde.

Ich will *nicht* dahin, wo mein langsam erwachender Körper mich hinzieht. Ich liege auf einer harten Unterlage. Mein Körper kann demnächst als Kühlelement dienen, so kalt ist mir. Schon lange habe ich mich nicht mehr so krank gefühlt.

»Kindra Baarsgom?«

»Ja?« Es muss meine Stimme sein, auch wenn sie sich wie die einer Fremden anhört. Was würde ich alles für einen Schluck Wasser geben.

»Geboren am 14. April 38?«

Ist das eine Identitätsprüfung? Die können doch alles in ihrem System nachschauen. Mein Gehirn ist zugenebelt. Langsam kommt ein Gedanke angekrochen. Ich will ihn aufnehmen, doch er verpufft im Nichts.

Die männliche Stimme wiederholt die Frage.

»Ja.« Ich sehe nichts. Ich kann nicht mal sagen, ob meine Augen geschlossen oder offen sind. Dazu müsste ich erst meine Lider bewegen. Doch das ist zu anstrengend.

»Achtzehn Jahre alt?«

»Ja.« Kann der nicht rechnen? Nun, zugegeben, ich könnte es in meinem momentanen Zustand auch nicht. Wo bin ich, und wieso werden mir diese Fragen gestellt?

»Haben Sie sich freiwillig gemeldet, um an Leeson Margrans Stelle in den Dienst zu treten?«

Aaaah. Im ersten Moment bin ich tatsächlich erleichtert, dass mein Gedächtnis zurückkommt. Bis ich begreife, was das für mich bedeutet. Dann geht mein Puls hoch. Sie wollen sicher gehen, dass ich freiwillig Leesons Armbanduhr angelegt habe und er sie mir nicht aufgezwungen hat. Kalte, unsichtbare Hände legen sich um meinen Hals und drücken zu.

Der Mann wiederholt die Frage. Leeson. Der Name hämmert sich in mein Gehirn. Haben sie ihn trotzdem einberufen? Das kann nicht sein, oder? Ich weiß, dass es möglich

ist, sich freiwillig für jemanden zu melden. Nur macht das normalerweise nie jemand. Oder sagen wir so: In meinem Umfeld hat es noch niemand getan. Ich hatte nicht die Gelegenheit, es vor drei Jahren für meine Schwester zu tun. Sheila. Wenn ich erst mal die ganze Kacke hinter mir habe, werde ich sie wiedersehen.

Vor ihrer Einberufung hat mich Sheila zwei Jahre lang damit beruhigt, dass die Regierung mich niemals in den Krieg schicken wird: »Du kannst nicht einberufen werden. Du hast die Unendliche Erschöpfung. Und wenn du doch einberufen werden solltest, dann musst du dagegen protestieren! Du wirst die Eignung niemals bestehen. Magiebegabte Tiere verbünden sich nicht mit ... nun ja, mit Schwächlingen.«

Die Stimme des Mannes ist lauter, als er die Frage zum dritten Mal stellt. Will ich an Leeson's Stelle in den Krieg ziehen? Wäre Sheila hier, würde sie rebellieren. Verdammte, wenn ich sie nur sehen könnte. Mein Körper fängt an zu schlottern. Die werden feststellen, dass ich nicht mal stehen kann, geschweige denn die Kraft dazu habe, mich mit einem Anki zu verbünden.

Dann schicken sie mich zurück in die Einsamkeit meiner Wohnung, die mich wie ein tödliches Gift jeden Tag etwas mehr lähmt. Weit weg von Sheila. Weit weg von den Wäldern Makiranns. Und kein Leeson wird da sein, um mich aufzumuntern.

Finger trommeln einen ungeduldigen Rhythmus auf Metall.

Ich bekomme keine Luft mehr. Und doch bringe ich ein »Ja« hervor.

»Na also«, murrte eine Frauenstimme, die ich bis dahin noch nicht vernommen habe. »Übernimmst du die Registrierung? Ich checke unterdessen die Daten.«

»Ja«, antwortete der Mann, und für eine Weile höre ich nur geschäftiges Tippen.

Mein Herz ringt um Platz im Brustkorb, und auf meinem eiskalten Körper sammelt sich Schweiß. Die werden mich nie und nimmer aufnehmen. Das Denken fällt mir verdammt schwer. Wenn ich es nur in die Äußere Zone schaffen würde. Ich könnte mich den Ankiis stellen, um mich zu verbünden. Wie es Sheila und ich unter dem Baum immer gespielt haben.

Bescheuert. Ich weiß, wie intensiv Sheila trainiert, wie sie ihren Körper gestählt hat. Ankiis verbünden sich nicht mit Schwächlingen.

»Wurde dein Sohn gestern nicht auch einberufen?«, höre ich den Mann durch mein Gedankenwirrwarr. »Ich dachte, ich hätte den Befehl rausgehen sehen.«

Die Frau holt scharf Luft. »Ja.« Es klingt wie ein Pistolenschuss. Wunder Punkt.

»Aber er ist noch nicht in der Eignung gewesen, oder?«

Das Tippen, das von der Seite der Frauenstimme kommt, verstummt. »Nein, ist er nicht.«

»Sollte sich besser mal beeilen, wenn er nicht als Staatsverräter verfolgt werden will. Nicht, dass er noch abgeholt wird wie Baarsgom hier. Aber ich nehme an, dass er nicht bewusstlos auf der Straße herumliegt.« Das sollte wohl ein Scherz werden.

Die Frau sagt nichts, und das Tippen setzt zögerlich wieder ein.

»Soll ich ihn tracken?«, fragt der Mann in die Stille hinein.

Die Antwort der Frau kommt zu schnell: »Nein!« Sie räuspert sich. »Ich meine ... ich habe ihn gerade noch getrackt. Er ist ...« Die kleine Pause verrät ihre Lüge, sie schreit sie geradezu durch den Raum. »Er ist auf dem Weg hierher. Obwohl ich nicht sicher bin, ob der Befehl korrekt ausgeführt wurde.«

Das Gespräch belebt meine Sinne. Sie hat Schiss um ihren Sohn. Was wohl ihr Plan ist?

»Ah ja? Ist ein Fehler passiert?« Der Mann klingt völlig ahnungslos.

»Vielleicht. Es könnte sein, dass er den Befehl gar nicht erhalten hat.«

»Dann musst du ihn informieren«, sagt der Mann. Plötzlich spüre ich seine Präsenz neben meiner Liege und seine Hände an meinem Arm. Ich schaffe es, die Augen zu öffnen. Nebst gleißendem Licht nehme ich eine Nadel wahr, die in meiner Haut steckt. Der Mann zieht sie raus. »Ansonsten wird er auf die Liste der Staatsverräter gesetzt«, fährt er fort, während er mir ein Pflaster in die Ellbogenbeuge klebt. »Dann braucht er verdammt gute Verteidiger. Oder ein Drecksloch, in das er sich verkriechen kann.« Er lacht.

Die Frau nicht.

Der Mann tätschelt meine Wange. Es fühlt sich an, als würde er auf mich einprügeln. »Sie werden in den nächsten Stunden in die Äußere Zone transferiert«, wendet er sich an mich. »Sehen Sie besser zu, dass Sie bis dahin einem Anki gegenüberstehen können.«

Ha. Macht er Witze? Glaubt er etwa ernsthaft, dass ich es in den nächsten Stunden hinbekomme, überhaupt stehen zu können?

Die Frauenstimme meldet sich wieder: »Moment. Baarsgom ist im Krankenregister eingetragen. Vor fünf Jahren hat sie sich einen Fluch unbestimmter Herkunft eingefangen. Danach hat sich bei ihr die UE, die Unendliche Erschöpfung, entwickelt. Mutter verstorben, Vater vor zwölf, Halbschwester vor drei Jahren eingezogen. Wohnt alleine mit der monatlichen Rente. Leeson Margran ist als Betreuer eingetragen.«

Akkurat zusammengefasst.

»Sie kann nicht eingezogen werden«, ergänzt die Frau. »Sie hat Krankheitsstufe fünf.«

»Dann senden wir nochmals ein Einberufungsbescheid an Margran und stecken Baarsgom in das nächste Krankenhaus«, erwidert der Mann.

Mein Puls flieht in unbekannte Höhen. Ich wuchte meinen Kopf hoch. Das grelle Licht hinterlässt Blitze auf meiner Netzhaut. Mir wird verdammt schwindelig, als ich meinen Körper zum Sitzen zwingt. Hände ergreifen meine Schultern und stabilisieren mich, während ich meine ganze Konzentration dafür benötige, meinen Mageninhalt dort zu belassen, wo er hingehört.

Zwei Gestalten in Beige kreisen um meinen Kopf. Eigentlich stehen sie vor mir, halten mich fest, damit ich nicht von der Liege falle. Doch mein Schwindel lässt sie kreisen.

Als ich sicher bin, dass ich nicht gleich kotze, sage ich: »Nein.«

»Legen wir sie zurück auf die Liege«, sagt die Frau.

»Ich nehme sie an den Füßen.«

»Nein!« Ich kann nicht schreien, doch ich lege so viel Bestimmtheit in meine Stimme, wie ich aufbringen kann.

Beide wechseln einen Blick, und ich schaffe es trotz des Schwindels, mich auf ihre Gesichter zu fokussieren. Er ist älter, seine Wangen hängen schlaff hinunter. Die Augenbrauen der Frau sind zusammengezogen und verunstalten ihre hübschen Züge.

»Straße zum Berg, 15A«, krächze ich. »Die Wohnung steht leer, wenn ich einrücke. Das Quartier ist abgesichert. In der Wohnung findet man alles, was man braucht, um einige Wochen zu überleben.« Schließlich kann ich es mir mit meiner geringen Kraft nicht leisten, andauernd einkaufen zu gehen. Und Leeson will ich nicht ständig bitten.

Die Augen der Frau weiten sich, und ich spüre, wie sich der Druck ihrer Finger um meine Schulter verstärkt.

»Interessiert das wen?« Der Mann glotzt mich verständnislos an.

»Nein«, faucht die Frau.

Meine Hoffnung schwindet. Habe ich sie falsch verstanden und ihr Sohn ist doch nicht auf der Flucht?

»Aber wenn Baarsgom einrücken will, soll sie. Streich Leeson Margran von der Liste und füge Kindra Baarsgom ein«, sagt

die Frau zu dem Mann. Er starrt sie einige Sekunden lang an. Flecken bilden sich auf ihren Wangen, und sie zischt: »Muss ich meine Worte wiederholen?«

Er schaut zu mir. Streicht dann Leasons Namen durch und kritzelt meinen hin. Es ist geschafft, Leeson ist gerettet und mein Schicksal besiegelt. Ich schließe die Augen und beschwöre Sheilas Gesicht. Sheila, Sheila, Sheila. Ich werde alles tun, um sie wiederzusehen. Meine Kehle zieht sich zusammen, und Tränen rollen aus meinen Augen.

Sie legen mich zurück auf die Liege und überlassen mich meiner Erschöpfung.

3

Irgendwann wird mir klar: Ich werde sterben. Wieso ist mir das nicht schon früher eingefallen? Ich habe keine Chance zu überleben, nicht die geringste. Jeden Moment werde ich aus der Stadt gebracht und in die Äußere Zone verlegt. Im Schulunterricht haben sie uns jedes Jahr im Herbst beigebracht, was die Rekruten jenseits der Stadtgrenzen erwartet. Die Äußere Zone ist ein Landstreifen um Aarann herum, der als Puffer zwischen dem Verfluchten Land und der Stadt fungiert. Niemandland hinter der Blase der Stadt und nochmals von einer zweiten Blase umgeben. Ein Mensch ist in der Äußeren Zone nicht mehr lebensfähig. Aber er stirbt nicht so schnell wie im Verfluchten Land.

Ankiis werden während der Rekrutierung in der Äußeren Zone freigelassen, damit die Rekruten ein Tier zum Bündnispartner machen können. Da es in Peesra noch nicht gelungen ist, Ankiis zu züchten, werden sie jedes Jahr unter großem Aufwand in Makirann eingefangen.

Ich erinnere mich, was unser Lehrer zum Verbünden gesagt hat: »Für die Ankiis ist es nicht notwendig, ein Bündnis einzugehen. Sie sind die Stärkeren, überleben problemlos im Verfluchten Land. Also müssen die Rekruten ihre Kräfte im Kampf beweisen. Der Ankii wird sich erst binden, wenn der Mensch ihn unterworfen hat. Ein Tier, das sich über einem Menschen einordnet, ist ein gefährliches Tier, ein Tier außer Kontrolle.«

Eine Klassenkollegin fragte damals: »Was passiert, wenn jemand kein Bündnis mit einem Ankii eingeht?«

»Spätestens nach fünf Tagen sind die Rekruten, die kein Bündnis eingehen können, tot. Die Leichen werden den Ankiis zum Fraß überlassen.«

Daraufhin hat keiner mehr eine Frage gestellt.

Nur durch ein Bündnis mit einem Ankii kann ein Mensch im Verfluchten Land überleben und somit überhaupt erst in die Armee aufgenommen werden. Nach der obligatorischen Schulzeit absolvieren die rekrutierfähigen Bewohner Peesras ein zweijähriges intensives Training bis zu ihrem achtzehnten Lebensjahr, um sich auf die Rekrutierung vorzubereiten. Bewohner, die nicht rekrutierfähig sind, bleiben bis zum siebzehnten Lebensjahr in der Schule. Wer danach wie ich nicht arbeiten kann, verrottet in der Wohnung.

Ich habe keine verdammte Chance, die Begegnung mit den Ankiis zu überleben. Sobald sie mich in die Äußere Zone verfrachtet haben, können sie mich an Ort und Stelle liegen lassen, und die Ankiis werden mich auch lebendig ganz schmackhaft finden.

Meine düsteren Gedanken werden unterbrochen. Ich werde bewegt. Ich schaffe es, die Augen zu öffnen, und hüte mich davor, mich nochmals aufzusetzen.

Die Liege wird durch einen Gang geschoben. Jede zweite Röhre an der Decke ist aus. Sparmaßnahmen. Wegen unseres zerstörten Lands haben wir kaum noch genug Energie, um den Betrieb der Stadt und der Aarann umgebenden Blase aufrechtzuerhalten. Als ich nach hinten linse, erkenne ich die Frau aus dem Aufwachraum.

»Ich dachte, ich muss selber gehen?«, murmele ich.

Ihre Lippen werden zu einem dünnen Strich, als sie mich durch eine Tür schiebt. Rekruten gehen an uns vorbei. Sie werfen mir lange Blicke zu, unverhohlene Neugier in ihren jungen Gesichtern.

»Sie sehen nicht aus, als könnten Sie auch nur stehen«, flüstert mir die Frau zu. »Wieso Sie sich unbedingt von den Ankiis auf-fressen lassen wollen, ist nicht mein Problem. Aber bis in die Äußere Zone müssen Sie es schaffen.«

Ah. Wenn ich erst in der Äußeren Zone und tot bin, hat sie den Unterschlupf für ihren Sohn. Bestimmt wird sie schauen, dass die Wohnung nicht anderweitig vergeben wird. Meine Finger krampfen so sehr, dass es schmerzt.

Ich habe mich entschieden, an Leesons Stelle in den Dienst zu treten. Aber verdammt, ich bin erst achtzehn Jahre alt, ich bin nicht bereit zu sterben! Ein trockener Schluchzer entschlüpft meiner Kehle. Die Frau schiebt meine Liege weiter.

Ich denke an Sheila. Sie hat jeden Tag trainiert, selbst zu Hause noch, während ihrer zweijährigen Vorbereitungszeit nach der Schule. Ich saß stets auf dem Küchenstuhl, das harte Holz mit Zeitungen und meinem Kopfkissen gepolstert, und habe ihr zugeschaut. An manchen Tagen habe ich es geschafft, einige ihrer Bewegungsabläufe im Sitzen zu imitieren. Meistens habe ich nur gestaunt, wie schnell sie die Holzstangen, die sie zwischen Boden und Decke eingeklemmt hatte, zu Kleinholz verarbeitete.

»Jetzt weißt du, was ich mit dem nächsten Unterstädter mache, der dich töten will«, sagte Sheila einmal schwer atmend und deutete auf den Holzstapel. Feuer glühte in ihren Augen.

Meine in Kampfesstellung ausgerichteten Hände sanken auf meinen Schoß. Sie hatte mich gefunden, als ich mit dreizehn in die Fänge einer Gruppe Jugendlicher in der Unterstadt geraten war. Nur dank ihr lebe ich noch. Danach hat es mit dem Fluch begonnen.

Die Frau schiebt meine Liege durch einen weiteren Türbogen ins Freie, und die Herbstkälte zieht sofort bis in meine Knochen. Ich sehe mich um. Wir haben einen Platz am Rand der Stadt

erreicht. Gleich dahinter erhebt sich die in den Farben eines Regenbogens schimmernde Blase aus dem Boden und spannt sich von dort über die ganze Stadt.

Fast schon in Berührung mit der Blase steht ein Podium. Auf dem Platz haben sie Holzstühle hingestellt, die sich zum Podium richten und schon zur Hälfte besetzt sind.

»Stehen Sie auf.« Die Frau stützt mich, als ich mich zuerst auf die Seite drehe und dann langsam in eine sitzende Position stemme. Ich muss die Augen schließen, um den Schwindel niederzukämpfen. Nur bis in die verdammte Äußere Zone. Nur bis dahin will ich aus eigener Kraft gehen.

Als sich mein Körper an die veränderte Position gewöhnt hat, messe ich mit zu Schlitzten verengten Augen die Distanz zwischen der Liege und den Holzstühlen. Ganz offensichtlich kommen die Rekruten hier noch in den Genuss einer Rede. Ich könnte kotzen. Wieso schicken sie uns nicht gleich raus in die Äußere Zone?

Während ich diesem Gedanken nachhänge, bemerke ich die Reihe schweigender Menschen, die neben dem Platz hinter grobmaschigen Gittern stehen. Einige Rekruten, die noch aus dem Gebäude hinter mir strömen, gehen auf ihrem Weg zum Platz an dem Gitter vorbei und sprechen leise ein letztes Mal mit ihren Angehörigen.

Wer einmal in die Armee eingerückt ist, hat keine legale Möglichkeit mehr, mit seinen Liebsten zu kommunizieren. In den zwölf Jahren, seit mein Vater eingezogen wurde, habe ich ganze drei Mal von ihm gehört. Zuletzt vor zwei Jahren. Er ist an der Front als Berater tätig. Offenbar ganz in der Nähe der Festung Colh. Der Ort, an den die Rekruten gebracht werden, sobald sie sich mit einem Ankii verbündet haben, um für sieben Monate ausgebildet zu werden, ehe sie in den Krieg ziehen. Von Sheila kam nie auch nur ein Wort. Nur weil ich bis jetzt keine

Meldung bekommen habe, weiß ich, dass sie nicht tot ist. Nein. Sheila stirbt nicht. Dafür ist sie viel zu gerissen.

Ich ballte die linke Hand zur Faust, aktiviere meine Energie-reserven und stelle mich auf meine schlotternden Beine. Die Frau drückt kurz meine Schulter. Ich höre das Rattern der Liege hinter mir, als sie sie zurück ins Gebäude schiebt.

Langsam, wie in Zeitlupe, gehe ich auf das Gitter zu. So unauffällig wie möglich stütze ich mich daran ab, um auf den Platz zu gelangen. Als wären sie Geister, blicken mich die Menschen hinter dem Gitter an. Ich sehe krampfhaft an ihnen vorbei. Bis ich ein Gesicht in der Menge erkenne. Leeson's Frau. Ich kann nicht mehr weitergehen, bleibe wie festgeleimt stehen, während sie sich zwischen den Menschen hindurch in meine Richtung schiebt.

»Harra«, bringe ich hervor.

»O Kindra!« Sie umschließt meine weißen Knöchel von der anderen Seite des Gitters. Tränen fließen über ihre Wangen.

»Was ist mit Leeson?«, flüstere ich. »Wieso bist du hier?«

Sie schüttelt den Kopf, da sie es nicht fertigbringt, etwas zu erwidern. Mir gefriert das Blut in den Adern, und ich schwöre, wenn sie nicht bald etwas sagt, werde ich hier an Ort und Stelle an einem Herzinfarkt sterben.

»Kindra, wir sind dir so dankbar«, sagt sie schließlich. »Leeson schickt mich.«

Die Welt richtet sich langsam wieder, als mich Erleichterung durchflutet. Leeson ist zu Hause. Ich drücke meine Knie gegen das Gitter, um mich nicht hinsetzen zu müssen. Ich könnte nie mehr aufstehen.

»Nehmen Sie Ihre Plätze ein!«, schallt eine blecherne Stimme über den Platz. Die letzten Leute strömen auf die Holzstühle vor dem Podium zu.

»Kindra«, flüstert Harra und schiebt ein braunes Bündel durch das grobmaschige Gitter. »Leeson's Wintermantel.«

»Nein, ich kann das nicht annehmen ...«

»Doch, Kindra Baarsgom.« Sie packt mich mit erstaunlicher Kraft und schaut mir in die Augen. Verzweiflung und Dankbarkeit fließen aus ihrem Blick auf mich zu und verstärken das, was ich selbst fühle. Harra weiß, dass ich sterben werde. Wenigstens werde ich dabei nicht frieren. Dann ist Harra fort.

Ich drücke den schweren Mantel an mich und löse mich vom Gitter. Unterdessen haben sich die letzten Rekruten auf den Holzstühlen niedergelassen. Es müssen um die zweihundert Menschen sein, allesamt jung, allesamt in der dunkelgrünen, beinahe schwarzen Kluft der Rekruten. Auch ich trage diese Kleider. Die Frau muss sie mir während meiner Bewusstlosigkeit angezogen haben.

Meine Beine sind bleischwer, als ich einen freien Stuhl ganz in der Nähe ausmache, und mit letzter Kraft schleppe ich mich darauf zu.

»Rekruten!« Die Stimme, die dieses Wort über den Platz bellt, habe ich noch nie live gehört, und doch erkenne ich sie sofort. Larice Storm. Eine gespenstische Stille legt sich über die Anwesenden. Ich halte auf halbem Weg inne – eine Verschnaufpause kommt mir gerade recht – und starre zum Rednerpult. Da steht sie, unsere Präsidentin, in der gleichen Kluft wie all die jungen Leute, zu denen sie spricht. Und ich weiß nicht, was furchteinflößender ist: Storm oder ihr Ankii. Ich habe als Kind so oft die Bilder auf unserem Kartenspiel studiert, ihre Schönheit bewundert und mir vorgestellt, wie es ist, sich mit der sanften Aura, die alle magiebegabten Tiere wie ein Schimmer umgibt, zu verbinden.

An Storms Ankii ist nichts schön oder sanft. Es ist eine gigantische Echse mit so breiten Schultern, dass die Präsidentin wie unter einem Torbogen zwischen den Vorderbeinen stehen kann. Die Aura des Ankiis pulsiert wie ein blubbernder, giftiger

Trank. Es muss eines der wenigen Tiere sein, die innerhalb der Blase nicht sofort sterben.

»Eine harte Zeit erwartet Sie«, beginnt Storm und blickt über die Reihen der Rekruten. »Nichts für Weicheier. Die Person links von Ihnen könnte bald getötet werden, die Person rechts von Ihnen verstümmelt. Im Krieg werden Sie nie wissen, was Sie erwartet. Egal wie gut vorbereitet Sie sind.«

Die Echse faucht, als würde sie lachen. Storms Lippen kräuseln sich.

Okay, jetzt muss ich mich dringend setzen. Ich befehle meinen Beinen, so schnell wie möglich an meinen Platz zu gelangen.

»Es gibt Personen unter Ihnen, die für ihr Land, für das Überleben von Peesra einstehen und kämpfen. Starke Personen, die sich mit mächtigen Ankiis verbünden werden. Personen, die entscheidend für den Kriegsverlauf sein werden, womöglich gar unseren Sieg über die Makir herbeiführen. Sie vielleicht?« Storm scheint jeden Einzelnen mit ihrem Blick zu röntgen. Bei mir bleibt sie hängen. Vier Schritte vor dem angepeilten Stuhl wollen mich meine Beine plötzlich nicht mehr weitertragen. »Und es gibt Personen unter Ihnen, die wohl glauben, es eilt nicht, wenn die Präsidentin zu ihnen spricht. Schwächlinge.«

Hunderte Köpfe drehen sich in meine Richtung, als Storm den Arm zu mir ausstreckt. Es bleibt keine Zeit zu reagieren. Ich sehe noch, wie eine Art Welle in hohem Tempo unter der Erde auf mich zurast, dann explodiert der Boden unter mir. Ich werde durch die Luft geschleudert. Mit dem Brustkorb lande ich auf der Stuhlkante. Stechender Schmerz drückt auf meine Lungen. Stöhnend versuche ich, meinen Körper zu bewegen, Blitze zischen durch meinen Kopf. Ich weiß nicht, ob die anderen Rekruten lachen. Es ist mir verdammt noch mal egal. Niemand hilft mir, als ich mich vorsichtig aufrichte, meine

schmerzende Seite halte. Mein linker Lungenflügel fühlt sich an, als hätte sich ein Messer hineingebohrt.

Larice Storm setzt ihre Rede fort, als wäre nichts geschehen, die Köpfe drehen sich zögerlich wieder nach vorne.

»Verdammte Erdechse«, zische ich.

Zum ersten Mal in meinem Leben habe ich die Magie eines Ankiis erlebt. Sie sind so unterschiedlich, wie es die Menschen sind. Allerdings gehört jeder Ankii einem Element an. Feuer, Luft, Erde, Wasser. In diese Kategorien werden sie eingeteilt, in diesen Elementen besitzen sie ihre Magie. Wenn der Mensch die Kontrolle über das Tier hat, wendet der Ankii seine Magie für die Ziele des Menschen an. Und bringt Leute wie mich zu Fall, einfach so, zur Machtdemonstration.

Nach einer Weile reduziert sich der Schmerz in meinem Rippenbogen auf ein erträgliches Maß, sodass ich zumindest wieder einigermaßen atmen kann.

»Wieso bist du so langsam?«, fragt mich meine Sitznachbarin. Ich starre in ihre ernsten braunen Augen, ohne ihre Frage zu beantworten. Das Mädchen kann höchstens zehn, elf Jahre alt sein. Zwölf vielleicht, wenn sie klein gewachsen ist. Zwei Zöpfe hängen links und rechts neben den abstehenden Ohren auf ihre dunkelgrüne Kluft.

»Was machst du hier?«, flüstere ich entsetzt. Wie konnte ein Kind einberufen werden?

Sie stülpt die Lippen übereinander und schaut demonstrativ wieder nach vorne. Okay, fair. Ich habe ihre Frage nicht beantwortet, sie beantwortet meine nicht.

Ich kriege kaum etwas von der Rede unserer Präsidentin mit. Ab und zu glaube ich, dass sie einen Blick in meine Richtung wirft. Doch die meiste Zeit beschäftige ich mich damit, zu atmen, nicht vom Stuhl zu kippen und eine Antwort darauf zu finden, wieso ein knapp zwölfjähriges Mädchen unter den

Rekruten ist. Ich lasse den Blick über die anderen gleiten. Es sind junge Gesichter, viele wohl direkt von den Vorbereitungsschulen. Der Krieg verbraucht Leben, die letzten Jahre immer mehr. Menschen wie Leeson, die schon Mitte zwanzig sind, werden nur nicht eingezogen, weil ihre Arbeit in der Stadt zu wichtig ist. Oder weil sich jemand freiwillig für sie meldet ...

Larice Storms Stimme bahnt sich langsam einen Weg in mein Bewusstsein.

»... deswegen frage ich Sie: Fürchten Sie sich? Fürchten Sie sich vor der Äußeren Zone, vor dem Verbünden mit einem Anki? Wenn Sie mir jetzt zustimmen, sage ich: zu Recht! Seit vierzig Jahren befinden wir uns im Krieg mit den Makir. Ein ehrloses Volk, das mit seinem Fluch unserem Land und Boden jegliches Leben geraubt hat. Würde uns nicht diese Blase schützen«, sie deutet auf das Gebilde hinter ihr, »wäre unsere Hauptstadt Aarann nichts weiter als ein Brandloch auf der Landkarte. Doch wissen Sie, was diesen Krieg maßgeblich verändert hat?«

»Die Ankiis«, murmle ich unwillkürlich vor mich hin.

»Vor achtzehn Jahren bin ich zur Präsidentin dieses Landes geworden«, beantwortet Storm ihre Frage selbst. »Ich war die Erste, die erkannt hat, wie wir unseren großen Nachteil zu unserem unschlagbaren Vorteil nutzen können. Die Makir, diese Wilden, hatten es zu jenem Zeitpunkt mit ihren verbündeten Ankiis beinahe geschafft, uns vollständig zu vernichten. All unsere Technik konnte ihnen außerhalb der Blase nichts anhaben. Also habe ich für den Schutz von Peesra, für den Schutz von Ihnen allen, das größte Risiko auf mich genommen und bin losgezogen, um mich als erste Person aus Peesra mit einem Anki zu verbünden. Ich hatte abgesehen von einem Messer nichts bei mir. Über die Ankiis wusste ich nur, was mir gefangene Makir berichtet haben und was ich als

einfache Fußsoldatin selbst erlebt habe. Meine Berater hielten mich für verrückt. Niemand erwartete, dass ich lebendig aus Makirann zurückkehren würde. Geschweige denn, dass ich mich mit einem Ankiï verbünden könnte. Und dann begegnete ich einem Monster, einer Ausgeburt der Hölle, todbringender als all die Ankiïs, die ich in den Schlachten je gesehen habe.«

Die Präsidentin macht eine Kunstpause. Der Platz könnte genauso gut leer sein, so still ist es.

Ich muss zugeben, dass ich von ihrer Geschichte gefesselt bin. Alle Einwohner von Aarann haben sie schon hundertmal gehört. Doch sie nun aus dem Mund unserer Präsidentin zu hören, lässt mich vor Anspannung meine Finger in Leasons Mantel krallen.

»Ich bin fast gestorben«, flüstert Larice Storm. »Die Erdechse hatte mich bereits zwischen ihre gewaltigen Kiefer genommen, und ihre Zähne bohrten sich in meine Seite.«

Storms Ankiï hinter ihr öffnet sein ledriges Maul und zeigt sein Gebiss. Eine Reihe vor mir schlägt eine Rekrutin die Hand vor den Mund.

»Doch dann hat mich das gerettet, was Sie zwei Jahre lang in der Vorbereitung gelernt haben. Körperliche und mentale Stärke. Ich rammte mein Messer in den Unterkiefer des Ankiïs und zwang ihn rein mit der Kraft meiner Gedanken nieder, bis er um sein Leben bettelte.«

Storm zeigt auf eine Stelle am Kiefer der Echse, an der die Schuppenhaut einen hellen Riss aufweist.

»Also ja, Rekruten.« Die Präsidentin lässt ihren stahlgrauen Blick über unsere Köpfe schweifen. »Sie fürchten sich zu Recht, wenn Sie rausgehen in die Äußere Zone und sich einem Ankiï stellen. Einige von Ihnen werden diese Begegnung nicht überleben. Ja, das ist hart. Doch ich bin ebenfalls fast gestorben. Dieser Krieg verlangt alles von uns. Das Verbünden mit einem Ankiï wird Ihr Potenzial hervorbringen. Ihr Ankiï wird Ihre

Waffe sein, mit der Sie hart trainieren werden. So werden wir die Makir und mit ihnen ihre Feuertreibe vernichten. Und jetzt los!« Storm macht eine einladende Geste in Richtung der Blase.

Die Rekruten um mich herum schrecken hoch ob des abrupten Endes der Rede.

Storm brüllt über die steigende Unruhe, dass wir unsere Ausrüstung holen sollen, ehe wir in die Äußere Zone aufbrechen. Als würden wir einfach kopflos und so schnell wie möglich losrennen. Dann schmettert sie noch ein »Viel Glück!« hinterher, als gälte es, jemanden damit zu erstechen.

Die Echse peitscht lässig mit dem Schwanz, und dort, wo er auf die Blase trifft, öffnet sich die wabernde regenbogenfarbene Konstruktion. Storms Anki verharret mit dem Schwanz in der Position, sodass darunter ein Durchgang in die Äußere Zone entsteht. Ich starre mit offenem Mund auf das Loch. Verlangt unsere Präsidentin ernsthaft, dass wir unter dem Schwanz dieser Echse durchgehen?

Nur wenige Anki können durch die Blase gelangen. Läuft ein Mensch in die Blase wird er ... na ja ... Einem Klassenkollegen aus der Unterstadt passierte das vor einiger Zeit. Danach gab es nicht mal mehr eine Leiche für die Beerdigung.

Leute setzen sich in Bewegung, Stühle werden gerückt. Ich höre einige Menschen schreien, und als ich in die Richtung schaue, sehe ich, wie drei Rekruten von der Flucht abgehalten werden. Ich drehe den Kopf weg, als die Schreie zu Schmerzensschreien werden. Staatsverräter.

Eine Schlange bildet sich vor einer Absperrung neben dem Durchgang in der Blase. Als die Ersten ihre Ausrüstung erhalten haben, sprinten sie unter dem Schwanz der Echse hindurch, als fürchteten sie, jeden Moment davon erschlagen zu werden. Ich kann es ihnen nicht verübeln und würde es ihnen ja gleichtun. Nur wird das bei mir mit dem Rennen nichts.

Während ich es schaffe, mich ganz hinten in die Schlange einzureihen, behalte ich den Durchgang im Auge. Ich sehe es zwar nicht, aber mir kommt es so vor, als würde der Fluch von der anderen Seite der Blase wie eine giftige Wolke hindurchdringen. Meine Kopfhaut prickelt. Was wird der Fluch mit mir machen?

Ich versuche, mich an die Zahlen und Fakten zu erinnern, die im Geschichtsunterricht genannt wurden. Es fällt mir schwer. Das Stehen in der Reihe, der Schmerz in meinem Rippenbogen, die übergroße Anstrengung gestern: Das alles zieht unglaublich viel Energie aus mir.

Anfangs war der Fluch nur an einer Stelle im nördlichen Peesra, bis er sich immer weiter ausbreitete. Er glitt über Dörfer und löschte ganze Städte aus, zerstörte Wälder, Seen und alles, was lebendig war. Die Menschen flohen in die bis dahin unversehrte Hauptstadt. Die Regierung kämpfte mit allen Mitteln gegen den Fluch. Vergebens. Also errichteten sie die Blase, die sich als Schutz vor dem Fluch und vor den gegnerischen Ankiis um die Hauptstadt legte. Seitdem bestimmen der Krieg und dieser verdammte Fluch unser Leben. Alles, was außerhalb der Blase liegt, ist tödlich für uns Menschen. Einzig im Bündnis mit einem Anki kann ein Mensch dort draußen überleben.

Ich versuche, mich zu erinnern, wie die Blase aufrechterhalten wird. Doch obwohl das ebenso oft im Unterricht erwähnt wurde, reicht meine Energie nicht mehr aus, um es abrufen zu können.

Ich taumle und stolpere gegen die Person vor mir. Die Frau wirbelt herum, und ein halber Totenkopf starrt mich an. Ich zucke zurück. Halluziniere ich bereits?

»Fass mich nicht an!«, faucht das Totenkopfgesicht und mustert mich. Erkenntnis blitzt in ihren Augen auf. Bestimmt erinnert sie sich an meine Stunteinlage, die ich zu Ehren unserer

Präsidentin hingelegt habe. »Du Schwächling.« Sie fletscht die Zähne und dreht sich wieder um.

Meine Sicht verengt sich rapide. Wenn ich mich nicht bald setze, klappe ich an Ort und Stelle zusammen. *Ich schaff es in die Äußere Zone. Ich schaff es in die verdammte Äußere Zone.* Ich konzentriere mich auf dieses Mantra, beachte meine wackeligen Beine nicht. Ignoriere, dass der Druck auf meinen Ohren so groß ist, dass ich kaum noch etwas höre.

Ich habe keine Ahnung, wie ich es schaffe, aber plötzlich stehe ich bei den Soldaten, die die Ausrüstung verteilen. Ich stütze mich gegen die Absperrung. Besser gesagt, ich kippe dagegen.

Eine Hand zerrt mich augenblicklich hoch. »Besoffen, oder was? In die Hosen gemacht wegen ein paar Tierchen?«

Ich versuche, mich auf den Soldaten zu fokussieren, der mich hochgerissen hat. Sein Gesicht erscheint in doppelter Ausführung vor meinen Augen, seine Brauen sind wie riesige zusammengerückte Balken.

»Meine Ausrüstung«, japse ich.

Der Typ betrachtet mich noch einen Moment, dann drückt er mir einen Rucksack in die Hand und reicht mir ein unterarmlanges Messer in einer Scheide. Alle anderen Waffen, wie sämtliche Schusswaffen, sind im Verfluchten Land nutzlos.

»Alles Überlebensnotwendige findest du im Rucksack. Ist allerdings keine Kotztüte dabei«, erklärt er und winkt mich weiter.

Pah, überlebensnotwendig, ich gebe ihm überlebensnotwendig. Finde ich darin etwa einen Elektrorollstuhl? Oder wenigstens Gehstöcke? Die haben keine Ahnung.

Ich ruhe mich kurz gegen die Absperrung gelehnt aus, froh, dass ich wenigstens Leasons Mantel habe. Wie einen Schatz presse ich das Bündel an mich.

Als sich meine Sicht langsam wieder klart, erkenne ich das Mädchen mit den Zöpfen, das bei der Ansprache unserer

Präsidentin neben mir gegessen hat. Wie eine Kriegerin hat sie sich vor dem Soldaten an der Ausgabe aufgebaut. Sie reicht ihm maximal bis zur linken Brustwarze.

»Was heißt das, ich kriege kein Messer?«, fragt sie mit einer für ihr Alter unglaublich steilen Falte auf der Stirn.

Der Soldat sieht sie abschätzig an. »Waffen sind nichts für kleine Mädchen. Darfst du überhaupt schon eine Nagelschere benutzen? Und wieso bist du hier? Du kannst doch unmöglich einberufen worden sein, oder?«

Berechtigte Frage. Sie stülpt wieder ihre Lippen übereinander. Sie wird nichts sagen, das ist klar.

Der Soldat wirft mir einen Blick zu. »Gehört die etwa zu dir? Was glaubst du eigentlich, wer wir hier sind? Der Kinderhütendienst für Aussteiger?« Er lacht über seinen Scherz.

Ich schaffe es, mich zu meiner vollen Größe aufzurichten. »Mädchen«, sage ich. »Nimm mein Messer.« Ich strecke es ihr hin.

Die steile Falte auf ihrer Stirn verschwindet, aber sie blickt mich abwägend an.

»Na los, ich hab nicht den ganzen verdammten Tag Zeit«, presse ich hervor. »Und zeig uns, dass du besser mit einem Messer umgehen kannst als Mister Ach-so-toll hier mit seinen Vorurteilen.«

Ein Grinsen huscht über ihr Gesicht, ehe sie sich das Messer schnappt und so schnell durch den Durchgang in die Äußere Zone läuft, dass ich sie um ihre flinken Beine beneide.

»Du bist auch selten dumm«, sagt der Soldat kopfschüttelnd.

Ein anderer Soldat dreht sich zu ihm um und legt ihm seine Pranke auf die Schulter. »Lass die Anfänger in Ruhe. Es müssen nicht alle so verbittert werden wie du.« Er zwinkert mir zu. »Zeit zu gehen.«

Erst als er auf den leeren Platz deutet, begreife ich, was er mir damit sagen will. Ich bin die letzte Rekrutin.

Die Echse dreht den Kopf langsam in meine Richtung. Als ihr Blick mich trifft, setzt mein Herz zum Sprint an.

Nur in die Äußere Zone. Nur dahin, verdammte Scheiße.

Mein Körper schreit um Hilfe, meine Luft schwindet, als ich so schnell es geht auf den Durchgang ... na ja, zuschleiche. Der Anki lässt seinen hypnotischen Blick nicht von mir, öffnet langsam das Maul, um eine Reihe scharfer Zähne zu entblößen. Panik greift nach mir, und ich kann nicht mehr denken. Ein Zucken, und das Vieh schlägt mich tot. Als ich genau im Durchgang stehe, die Stadt hinter mir, die Äußere Zone vor mir, peitscht die Echse ihren Schwanz. Ich schreie, als die Blase sich zuckend schließt, und werfe mich nach vorne. Ich falle auf die Knie, reiße mich herum, und dort, wo ich gerade noch stand, schlägt der Schwanz der Echse eine tiefe Furche in den Boden. Dann zuckt der Schwanz zurück, die Blase schließt sich vollständig, und ich bin alleine.

Ich habe es in die Äußere Zone geschafft. Mein Herz zappelt in meiner Brust wie ein sterbender Greif, der Druck auf meinen Kopf nimmt zu, und im nächsten Moment versinke ich in Schwärze.

4

Die Kälte füllt mein Sein aus. Selbst meine Gedanken sind eingefroren. Die Bilder, die mein Hirn ausspuckt, ergeben keinen Sinn. Ich, wie ich für Leeson freiwillig einrücke. Wie ich über den Platz geschleudert werde während Larice Storms Rede. Wie ich in die Äußere Zone gelange.

Das hält mein Körper nicht aus. Ich lasse die Augen geschlossen. Der Schwindel ist so stark, dass ich nicht einmal sagen kann, ob ich auf dem Bauch oder dem Rücken liege.

Tumm, tumm, tumm.

Mein Puls rast flach, und für Minuten oder Stunden nehme ich nur das wahr. Und dass ich mir in die Hosen gemacht habe.

Ich drifte zwischendurch weg, komme wieder zu mir, irgendwann kotze ich, zumindest schmecke ich Galle auf der Zunge. Dann weiß ich es plötzlich wieder mit Sicherheit: Ich bin in der Äußeren Zone, und Ankiis suchen sich gerade ihre Menschen für ein Bündnis. Oder zum Fressen.

Ich muss hier weg. Nein, ich muss mich mit einem Ankii verbünden. Ein kratzendes Lachen quält sich aus meiner Kehle. Nun bin ich völlig übergeschnappt. Schwächlinge wie ich verbünden sich nicht mit Ankiis. Schwächlinge ziehen nicht in den Krieg. Schwächlinge schaffen es nicht in die Äußere Zone.

Ein schlagendes Geräusch kommt näher. Ich weiß, dass es keine gute Idee ist, und trotzdem reiße ich die Augen auf. Es ist wirklich keine gute Idee. Was ich sehe, jagt einen prickelnden Schock durch meine Glieder.

Ein Ankii, so riesig wie die verkrüppelten Bäume ringsherum, landet gerade einmal fünfzig Meter vor mir auf einem Container. Oder hat das graue Ungetüm den Container *hergefliegen*? Der Ankii ist ein Raubvogel, der dreieckige Kopf mit den gelben Augen wird von einer stacheligen Mähne umgeben, und sein Blick bohrt sich in meinen. Ich schnappe nach Luft. Einen Sekundenbruchteil später ist unser Blickkontakt unterbrochen, und der Ankii senkt den Kopf. Erst da erkenne ich, dass zwischen den Flügeln ein Mann sitzt. Seine aschgrauen Haare und die dunkle Kleidung lassen ihn beinahe mit dem Vogel verschmelzen. Er gleitet von dem Ankii auf den Container.

Meine Sicht bereitet mir immer noch Mühe. Ständig verschwimmt sie, und das Fokussieren ist anstrengend. Der Container ist grauschwarz, genauso wie die Umgebung. Ich liege etwas erhöht auf unebenem, abfallendem Gelände. Tote Büsche und niedrige Bäume strecken ihre blattlosen Finger in den trüben Herbsthimmel, der von der äußersten Blase der Stadt verdeckt wird.

Der Ankii faltet seine Flügel zusammen und sieht dabei minimal weniger gefährlich aus. Seine beeindruckende schwarze Aura legt sich um ihn und den Mann.

Der Mann macht sich am Container zu schaffen. Er trägt die dunkelgrüne Kluft der Armee, auf der Brust prangt eine silberne Sonne. Es ist das Zeichen eines Offiziers, Sheila hat mir während ihrer Ausbildung davon erzählt. Als er den Kopf hebt, erkenne ich ein Tattoo auf seiner Stirn. Es ist eine schwarze Linie, die aus seinem Haaransatz mittig über die Stirn führt und auf seiner Nase spitz zuläuft. Er sieht selbst aus wie ein verdammter Raubvogel.

»Sind da die Ankiis drin?«

Ich schrecke zusammen, als ich die Stimme zu meiner Rechten höre. Kaum drei Meter von mir entfernt schlendert

eine Gestalt lässig auf den Container zu. Durch eine Lücke im Geäst erhasche ich einen Blick auf einen Rekruten. Er schwingt sein Messer so locker in der Hand, wie ich früher in der Schule einen Stift in den Fingern gedreht habe.

»Wurde auch langsam Zeit, hier läuft ja nichts«, sagt der Rekrut. »Habe schon die Hälfte der Äußeren Zone abgegrast. Kein beschissener Ankii weit und breit.«

Der Raubvogelmann sagt nichts. Geschmeidig rutscht er vom Container. Als er auf den Rekruten zugeht, zieht die dunkle Aura seines Ankiis hinter ihm her wie Nebel. Selbst aus dieser Distanz erkenne ich, dass sein Gesicht zu einer kalten Maske gefroren ist.

»Deiner ist ja heftig«, fährt der Rekrut fort, den Blick auf den Ankii auf dem Container gerichtet. »So einen will ich auch.«

Der Raubvogelmann rollt seine Schultern, während er dem Rekruten näher kommt. Ich habe keine Ahnung wieso, aber da ist verdammt viel Hass in seinem Gesicht. Wenn ich dieser Rekrut wäre, würde ich so schnell rennen, dass ich danach kotzen müsste. Doch ich traue mich nicht, eine Warnung auszustößen. Ich bin hier definitiv das billigere Vogelfutter.

Immerhin scheint der Rekrut das Verhalten des Raubvogelmannes nun auch langsam unheimlich zu finden, denn er bleibt stehen.

»Wie willst du dich mit einem Ankii verbünden?«, grollt der Raubvogelmann. Was für eine komische Frage.

»So, wie es uns gelehrt wurde.«

»Und wenn sich der Ankii nicht verbünden will?« Der Raubvogelmann spricht leise. Seine Tonlage jagt mir einen Schauer über den Rücken.

»Dann wird er sterben.«

Der Raubvogelmann bleibt keine zehn Meter entfernt vom Rekruten stehen. Der Rekrut umklammert den Griff seines Messers.

»Sterben«, wiederholt der Raubvogelmann.

Der Rekrut nickt, als sei er bei einer Prüfung. Dann sickert irgendeine Erkenntnis durch, als er überrascht ausruft: »Moment. Du bist Maraschk!«

Maraschk? Mir kommt der Name nicht bekannt vor. Ich verstehe nicht, wieso es den Rekruten nicht umhaut von der Welle des Hasses, die ihm vom Raubvogelmann Maraschk entgegen schlägt. Unwillkürlich suche ich dessen Kluft nach einer Waffe ab, aber sehe keine. Das beruhigt mich für eine Millisekunde. Dann streckt Maraschk seinen Arm aus, die Hand auf sein Gegenüber gerichtet. Die Aura um ihn und den Ankii schlägt einmal aus.

Der Rekrut dreht sich in einer grotesken Pirouette und japst nach Luft. Er fällt auf die Knie, das Messer fliegt ihm aus der Hand. Seine Finger kratzen über die Brust und den Hals, er reißt den Mund auf und klappt ihn wieder zu. Dann fällt er vornüber und bleibt regungslos liegen.

Scheiße.

Scheiße, Scheiße, Scheiße!

Ich starre auf den leblosen Körper und habe das Gefühl zu ersticken. Er hat ihn umgebracht. Einfach so. Weil er sich mit einem Ankii verbünden wollte. Maraschk lässt seinen Arm sinken. Die Welt hört auf, sich zu drehen, als er meinen Blick streift. Scheiße. Er verharrt in der Bewegung. Dann kommt er langsam in meine Richtung. Oh-oh.

Meine Sicht flackert. Mein panikvernebeltes Gehirn will die Flucht antreten, doch mein Körper ist dazu verdammt, unbeweglich wie ein Fels liegen zu bleiben.

Mit jedem Schritt, den er näher kommt, schrumpft die Welt um mich herum. Bis es nur noch ihn gibt und den Blick aus seinen nebelgrauen Augen.

Kurz vor mir bleibt er stehen und kauert sich nieder. Zwei Falten graben sich in seine Nasenwurzel, als er mich betrachtet. »Mist«, sagt er. »Dich habe ich nicht gesehen.«

Hä?

»Lass mich in Ruhe«, presse ich hervor. Lass mich in Ruhe in die Hosen machen vor Angst.

»Wieso liegst du hier rum?«, schnarrt er mich an.

»Weil die Aussicht so toll ist«, sage ich. Er zieht eine Augenbraue hoch. Sofort korrigiere ich mich: »Ich bin hier, um mich mit einem Anki zu verbünden.« Oder beim Versuch dabei zu sterben, wie der Rekrut eben.

»Indem du rumliegst?«

»Weil ich nichts Besseres zu tun habe, solange du im Weg rumstehst und mir die Sicht versaut.«

Die Falten auf seiner Stirn werden tiefer. »Hüte deine Zunge.«

Was für eine altmodische Redewendung. Und ich bemühe mich, seine Anweisung zu befolgen, als hinge mein Leben davon ab. Halt! Es hängt mein Leben davon ab. Ich kann nicht verhindern, dass mein Blick zu dem getöteten Rekruten fliegt. Maraschk ist ein Mörder. Wut und Angst jagen durch meinen Körper. Ich ballte die Hände zu Fäusten. Er bemerkt beides, meinen Blick und meine Fäuste.

»Mist«, murmelt er und zieht die Augenbrauen tiefer. Er wirft ebenfalls einen Blick zu dem Toten. »Ich habe einen Fehler gemacht. Doch es gibt Dinge, die wichtiger sind ... Das lässt mir wohl keine Wahl.«

Einen Moment zögert er, dann muss er zu einem grausamen Schluss gekommen sein. Denn er streckt die Hand in meine Richtung. Wie bei dem Rekruten zuvor. Mir bricht der Schweiß aus, und meine Gedanken springen durcheinander, als sich die dunkle Aura seines Ankiis um seinen Arm windet.

»Wenn du mich tötest, wirst du das bereuen«, presse ich hervor.

»Ah ja?«, fragt er spöttisch, doch er hält in der Bewegung inne.

»Ja.« Verdammt, meine Stimme soll aufhören zu zittern!
»Sheila wird dich zur Hölle jagen.«

»Sheila Baarsgom?«

Er kennt ihren Namen! Ich bete zu unserer Göttin, dass Sheila sich mit einem so mächtigen Anki verbündet hat, dass dieser Raubvogelmann sich vor ihr fürchtet. Dann nicke ich.

»Ist sie deine Schwester?«, blafft er. Da ist plötzlich stählerne Wut in seiner Stimme, in seinem angespannten Körper, den gebleckten Zähnen.

Ich nicke, hoffe und bete.

»Mist!«, flucht er nochmals und springt auf. Breitbeinig starrt er auf mich herunter, als wäre ich ein Insekt, das er sich nicht traut zu zerquetschen. Die Aura seines Ankiis pulsiert drängend um ihn, in Erwartung, von ihm den tödlichen Befehl zu bekommen.

Ich konzentriere mich darauf, seinem Blick keine einzige Sekunde auszuweichen. Es kostet mich meine ganze Willenskraft. Aber wenn mein Verdacht stimmt ... wenn Sheila sich tatsächlich mit dem stärksten Anki verbündet hat, wie sie es stets gesagt hat, dann ist das mein Rettungsanker.

»Dann bist du es, die brennen wird«, faucht er mich an. O Göttin. Kann er etwa nicht nur die Luft rauben, sondern auch die Welt in Flammen setzen?

Jetzt flackert mein Blick, und ich kann meine Angst nicht mehr im Zaum halten. Verbrennen muss noch schlimmer sein als zu ersticken.

»Wenn du mich in Ruhe lässt, wird niemand davon erfahren«, wispere ich mit einem Nicken zu der Leiche. »Ich verspreche es.«

Nur nicht brennen, bitte nicht brennen.

Er legt Daumen und Zeigefinger zwischen seine Augenbrauen. Mann, muss er sich zusammenreißen, mich nicht einfach abzumurksen. Ich flehe ihn, seinen Anki und die Welt stumm an, dass er genug Selbstbeherrschung aufbringt. Als er

seine Hand wieder sinken lässt, schaut er mich mit tödlicher Ruhe an.

»Dein Name?«, fragt er in befehlshaberischem Tonfall.

»Kin... Kindra Baarsgom.« Verdammt, ich will nicht stottern.

»Kindra Baarsgom.« Er kniet sich nochmals vor mich hin. Mir wird heiß und kalt. »Mach mich nicht zu deinem Feind, dann werde ich es auch nicht sein.«

Ein letzter drohender Blick. Dann springt er auf und läuft zu seinem Ankii zurück. Nein, ganz bestimmt will ich ihn nicht zum Feind haben.

Langsam, ganz langsam, fange ich wieder an zu atmen. Ich werde nicht getötet. Mit der Erleichterung schießt Übelkeit in mir hoch. Ich schlucke hinunter, was mein Magen hochgepumpt hat, ziehe die Luft durch die Nase, um das eklige Gefühl zu verdrängen. Die Demütigung, hinter seinem Rücken zu kotzen, will ich mir nicht geben.

Als die Übelkeit etwas abklingt, setzt sich eine Erkenntnis fest: Ich habe einen unheilvollen Deal mit Maraschk, dem Raubvogelsoldaten. Ich trage sein Geheimnis. Sheilas Name hat mich davor bewahrt, getötet zu werden. Wieder einmal verdanke ich meiner wundervollen Schwester mein Leben. Ein winziges Grinsen schleicht sich ungewollt auf mein Gesicht. Meine Badass-Schwester muss es tatsächlich geschafft haben, sich mit einem der mächtigsten Ankiis zu verbünden. Ich fühle mich ihr so nahe wie seit Jahren nicht mehr.

Der Raubvogelmann schwingt sich den mehrere Meter hohen Container hoch, als könne er selbst fliegen. Sein Ankii hat das Element Luft, so weit ist ja wohl alles klar. Als Maraschk oben steht, neigt der Ankii sein Haupt.

Der Mann, der eben noch gedroht hat, mich abzumurksen, legt beide Hände auf den messerscharfen Schnabel. Das Tier schließt die Augen, als Maraschk sich gegen den Schnabel lehnt.

Der Moment zwischen den beiden Verbündeten wirkt so intim, dass es seltsam an meinem Herzen zieht. Irgendwie passt das so gar nicht zu diesem erbarmungslosen Mann.

Dann macht sich Maraschk wieder an die Arbeit. Er löst einige Schnallen am Container. Seine Bewegungen sind so fließend, dass ich nicht wegschauen kann. Diese kräftige Anmut.

Ich stelle mir vor, wie ich mich auch irgendwann so bewegen kann, wenn ich mit einem Ankii verbündet bin. In Gedanken mache ich jede seiner Bewegungen mit, als könnte ich damit irgendwie eine ähnliche Leichtigkeit erlangen. Als könnte ein Schwächling wie ich sich mit einem Ankii verbünden.

Maraschk landet wieder neben dem Container, löst den letzten Riegel und zieht einen der beiden Türflügel auf. Einen winzigen Augenblick lang sieht er in meine Richtung. Erst da begreife ich, was der Rekrut gemeint hat. Die Ankiis sind da drin. Es sind noch keine Tiere in der Äußeren Zone.

Die Ankiis werden gerade freigelassen, und ich liege hier rum wie Vogelfutter. Ich kralle meine Hände links und rechts in den Boden und stelle zum ersten Mal fest, wie hart dieser in meinem Rücken ist. Egal wie angestrengt ich es versuche, ich schaffe es kaum, meinen Kopf zu heben, geschweige denn mich aufzusetzen. Meine Energie reicht gerade noch, um überhaupt wach zu bleiben.

Tränen schießen in meine Augen. Ich will nicht bei lebendigem Leibe gefressen werden.

Maraschk schiebt den zweiten Flügel des Containers auf. Dann klettert er zu seinem Ankii hoch und blickt herunter. Meine Lunge schafft es nur stockend, Luft in meinen Körper zu bringen. Ein Schatten bewegt sich in der Öffnung des Containers.